

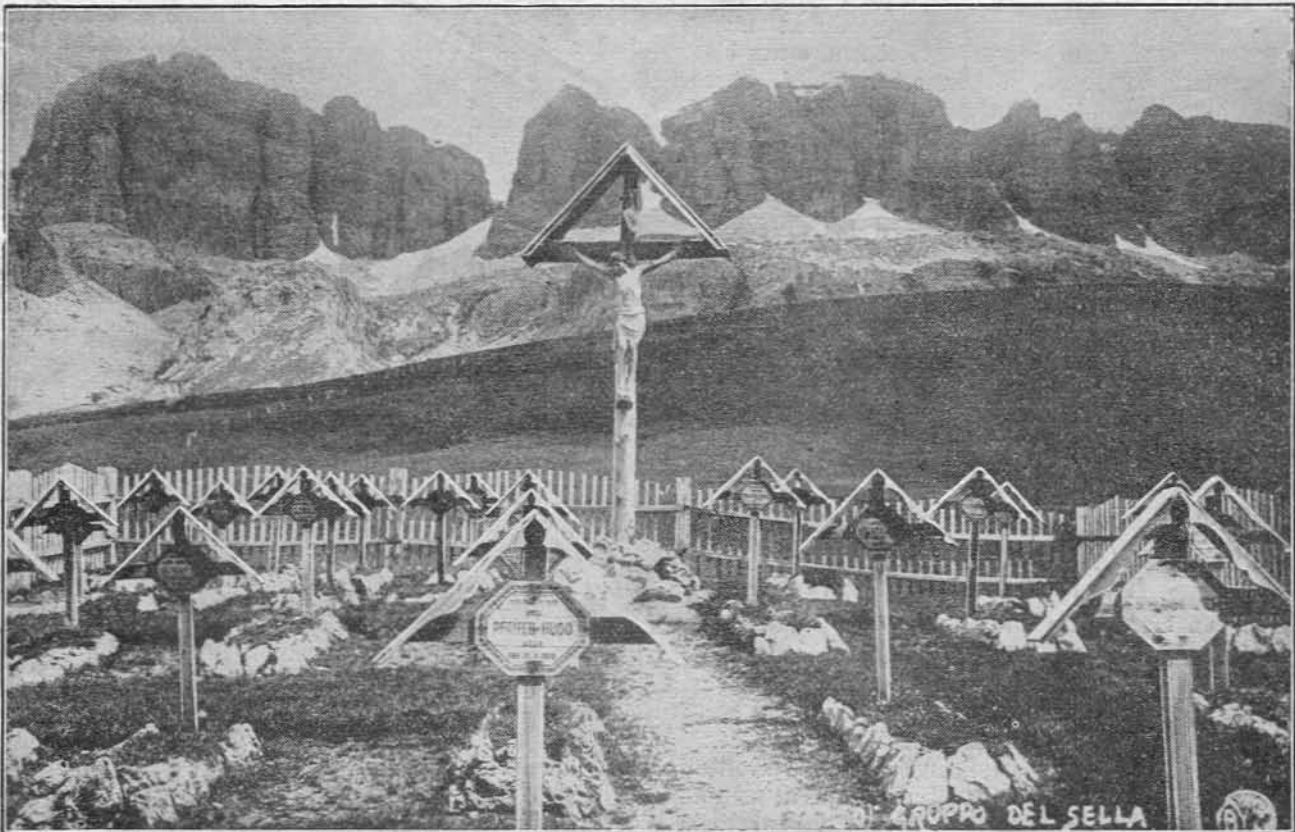
Unseren Toten zum Gedenken

Der letzte Sonntag des Kirchenjahres gilt unseren teuren Toten. Zu Gräbern groß und klein ziehen wir an ihm hinaus zum Acker Gottes, um Zwiesprache des Geistes und der Seele mit denen zu halten, die wir dort unter Tränen, verzweifelt fast und tiefgebeugt, zur letzten Ruhe einst gebettet. Welch gewaltige, ergreifende und erschütternde Sprache reden all die Namen auf den Kreuzen und Steinen, die bei dem Gange über dieses Gräberfeld in des Friedhofs Stille zu uns herüber sehen, wie mit Augen. Wen hat man doch schon alles hinausbegleitet zu diesem Ort! — Eltern, Geschwister, Kinder und Freunde bettete man hier für immer! Jahraus, jahrein ging man denn hinaus und schmückte die Hügel mit Blumen der Liebe und Treue. Aber so tief auch der Schmerz immer wieder griff, wenn man dessen gedachte, der da drunten im Dunkel der Erde im Eichenschreine liegt, immer wieder auch ging man doch getröstet von dannen. Wir haben nun einmal keine bleibende Statt hier auf Erden.



Das Grabdenkmal der Familie Franz Blume auf dem Bergfriedhof in Buchholz.

Und just zu einem trostvollen Erinnerungsgang ist da nicht die wundervolle Ewigkeitsidylle des Buchholzer Friedhofes geeignet, eine Stätte so heilig schön, wie kaum eine zweite in weiter Umgebung. Die wie von Gottes Hauch gesegnete Naturpracht unseres Gräberhaines draußen am Weichbild der Stadt an der Grenze des Buchholzer Waldes, und die ganze, wie ein Gottesgarten anmutende von hundertfältiger Liebe gehegte Schönheit dieses Friedhofes, sie zieht uns immer und immer wieder in ihren Andachtsbann, auch den, der keinen teuren Toten dort zu betreuen hat. Pietät und religiöser Kunstförm haben aber dem köstlichen natürlichen und dem Gräberschmuck unseres Friedhofes noch ein anderes kostbares Gut hinzugefügt: dasjenige hochkünstlerische und in dieser ihrer Schönheit gewaltig ergreifender Denkmäler für die Toten. Wiederholt schon haben wir auf diesen prachtvollen Besitz unseres Friedhofes hingewiesen, haben mehrfach auch hervorragende Werke dieser



Militärfriedhof am Paß Pordoi, Italien (Sella-Gruppe).

Denkmalskunst beschrieben. Morgen nun, am Tage unserer Toten, reden sie alle aufs neue ihre Sprache zu uns und werden gleich all den anderen uns nicht minder lieben Gedenksteinen und Kreuzen geschmückt von liebender Hand und innig betrachtet von suchenden Augen, vor denen das Bild dessen aufs neue dann ersteht, von dem der Name jener Monumente und Steine redet. Ja sie sind nicht aus kaltem Marmor und aus Granit nur, jene Gedächtnismale! Nein! Ist es nicht, als ob hinter ihnen sich Gestalt und Wesen dessen erhebt, dem sie in Liebe gewidmet wurden? Ja, so ist es und so soll es bleiben! Just wie das Grabmal, des Bild diesen Artikel schmückt, auf dem die sinnende Frauengestalt gebeugt dem Verlorenen nachdenkt und nachtrauert, über dem sich der Hügel zu ihren Füßen wölbt. — Nicht jedem aber ist es vergönnt, am morgigen Erinnerungstag an unsere Toten ein Blümlein des Gedenkens am teuren Grabe niederzulegen. Draußen in Feindesland liegen Tausende und Abertausende deutscher Brüder, deren letzte Ruhestatt wir an diesem Novembertag nicht selbst schmücken können.



Ein Denkmal für die gefallenen Eisenbahner.

Darum wollen wir in Gedanken morgen auch hinziehen zu jenen Helden, die ihre Liebe zum Vaterland, zur Heimat mit dem Tode auf blutiger Walfstatt besiegelten und zu jenen auch in heißem Erinnern, denen die Wogen des Weltenmeeres zum Grabe wurden. Daß der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in hingebender und tatkräftiger Weise für die Pflege der Grabstätten unserer Gefallenen in den Ländern unserer Kriegsgegner sorgt, dafür wollen wir ihm auch am Totengedenktage von ganzem Herzen danken. Unser Bild, das diese Zeilen begleitet, zeigt uns, in wie herrlicher Weise jener Bund seine heilige Aufgabe erfüllt. Laßt uns, wenn wir dieses Bild anschauen, allesamt im Geiste hintreten zu den Ruhestätten der Heldenöhne Deutschlands und an ihnen es feierlich geloben, daß gerade auch Deutschlands Totensonntag nicht nur das Bibelwort der Auferstehung in unsere Herzen aufs neue senken soll, sondern, daß wir auch glauben wollen an die Auferstehung unseres Vaterlandes und an ihr mitmachen ohne Unterlaß. Auch morgen dessen zu gedenken, ist hohes, heiliges Empfinden.

Christian Lehmann

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

(6. Fortsetzung.)

Die ungeheure uralte Wüstenei des Gebirges kann uns eines viel anderen bereiten, und wir lassen es bei dem Urteil eines Gebirglers, wenn er schreibt: „Es ist eine alte Rede, als ob Zwerglein oder Männlein im Gebirge gewohnt und sich endlich beklagt, sie müßten wegziehen; denn sie könnten das Pochen auf den Eisenhämmern und Zwittergebäuden nicht hören und vertragen, sie wollten aber wiederkommen, wenn die Hämmer abgehen würden.“ Das ist entweder Fabel- oder Teufelswerk, das bei dem angehenden hellen Licht des Evangeliums den Segen Gottes uns Gebirglern nicht gegönnet, und ist durch Gebet, Singen und Seufzen der Bergleute vertrieben worden. Es ist aber wiedergekommen bei dem Deutschen Kriege und hat Städte, Dörfer, Kirchen, Schulen, Hämmer und alle Nahrung verwüstet, wie er sich denn von 1630—1648 im Gebirge entsetzlich getummelt, daß sich das arme Volk in Zwerg- und Bärenlöcher verkrochen. Oder die lieben Alten haben etwa von Hunnen, die das Meißnerland verheert, oder von den über das böhmische Gebirge in Meißen einfallenden Hussiten gehört, um welcher willen die armen Gebirgler auf die Berge geflohen oder gar weggemacht, weil sie den Feinden viel zu schwach und gegen sie als Zwerge zu achten gewesen.

Das Bergbüchlein.

II. Vom Gebirge insonderheit.

1. Kapitel.

Von den Bergen im Obererzgebirge.

Jedes Land rühmt seine Berge. Darum wird es mir auch vergönnt sein, meines Vaterlandes Gebirge zu beschreiben, maßen Berg und Tal auch den Herrn lobt. Zwar hat mir niemand meine Mühe, Tinte, Feder und Papier bezahlt, dennoch erachte ich es für eine Schande, wenn wir nicht Gottes Wunder an unserm Vaterlande preisen. Insgemein ist es im Gebirge gebräuchlich, daß alle Hügel, Höhen, Knochenberge, Gehänge und Klippen ihre besonderen Namen führen. Daher mußte einer viel zu tun und zu schreiben haben, der alle wil-

den, rauhen, unbewohnten oder doch sonst wenig erforschten Gebirge beschreiben wollte, als da sind der Dürrenberg, der Spitzberg, der Pfalberg, der Fastenberg, der Hemberg, der Rabenberg, der Braunsberg, der Geyersberg, der Dittersberg, der Katharinenberg, der Drachenberg, der Erlenberg, der Eisenberg, der Fellberg, der Hartenberg, der Henselsberg, der Hirtenberg, der Hühnerberg, der Keilberg, der Kresselsberg, der Ruheberg, der Kupferberg, der Magnetenberg, der Mückenberg, der Milckenberg, der Pastelberg, der Rosenbergs, der Rittersberg, der Schmerberg, der Schreckenbergs, der Spiegelberg, der Stahlberg, der Tannenbergs, der Wolfsberg, der Zigeunerberg, der Sauberg u. s. f. Könnte man einen Generalgrundriß nach dem Lager des ganzen Obererzgebirges mit allen Höhen und Tiefen, Strecken und Gehängen, Zusammenfügungen und Abfällen vor Augen stellen, so würde man auch hier einen ziemlichen Knoten der rauhen Knöchel und des wilden Gerippes des böhmischen Gebirgswaldkranzes sehen. Denn wie wohl es an Künstlern nicht gefehlt, welche die gebirgischen Amtsreviere nach deren Rainungen und Flüssen, Waldflügeln und Rundungen, Pässen und Straßen abgezogen und aufs Papier gebracht haben, hat dennoch bisher noch keiner eine so hohe Station auf dem höchsten Gebirge, viel weniger in freier Luft finden können, um das ganze Obererzgebirge in einem einzigen Prospekt zu fassen und dessen Situation in einem akkuraten Grundriß darzustellen.

Indessen wird kein Verständiger in Zweifel ziehen, daß dieses uralte Waldgebirge seinen Ursprung von der ersten Schöpfung habe und nicht allererst durch die Sündflut sei verursacht worden. Zwar findet man am hiesigen Gebirge genugsam augenscheinliche Merkmale der erschrecklichen Zornflut, als dadurch an steilen und hohen Bergen, Felsen und Schroffen zerstuft, das Pfeilergestein niedergestürzt und in viel tausend schwarze große Wäden, ja auch in viel hundertzentnerige Felsenstücke zerrissen wurden, davon Vor-, Mittel- und Hintergebirge bedeckt liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierabend



De Antwort von drauß'n.

(Nachdruck verboten.)

In unnern Dorf drahm stahnd de Schul drauß'n an Barg, geleich nahm dr Rärch. Un dos war aah r a c h t esu. Se braung alle zwaa ihre Ruh, in Dorf, do stahnd rachter Hand un aah linker Hand an dar Schulgass' e grußmachtig's Wärtshaus. Un dos war e Fäher.

Jeder, dar e bißl was sahe odr e bißl was häärn wollt', dar blieb dort'n traten un kam eitel ze schbeet — ob ar nu nei gang in dr Rärch oder ümgedreht, nei in dr Schul.

Uns Rinner betrot's meestens mit dar Schul; un immer war'n bluß die zwaa Schänken dra schuld. Dort'n, do gob's eitel ewos ze sahe un ze häärn. Meestensmol dos, was de Rinner net wiss'n sölln.

Ne ganz'n Tog war'n off dan Flad de Fuhrleit streefig, un die red'ten dort deitsch, aah mit de Weib'n. Uns gefuht an besten de bähmisch'n Fuhrleit. Die konnt'n noch mehr wie deitsch, un off ihrn Wag'l, do hatt'n se Aeppeln, Bärn, Pflaume, Zwiebeln un allerhand sitt'n Grie-Kram aufgelod'n. Mannichsmol fuht do ewos dernahm. Dos laaset'n mir — uohne Gald. Immer ganz fix, eh' dar Fuhrmaa nooch dr Peitsch greifen konnt! Schlacht warsch, wenn nisch't runnerfuht. Inusse, do troit'n mer ahm asu lang hie an Woong, bis de Fuhrleit die „Uf'n-Töpp" soot hatt'n, un de Bartischant-Wärt'n — de Schiefer-Miene — ene Ham'l sitts Gemüß' über uns Rinnern nei-schmiss'.

„Macht eich naus dr Gass' zun Kanter!“ saacht se. „Dar tritt schu dra an Fenster.“

Nu sei mer sei off dar lange Gass' naus gehaschbert. 's war immer gerod zum Oh-schnapp'n. Unner Kanter war de Pinktlichkat salberscht, un mir hatt'n allezamam Respekt vür ne. Wie de Meisla soß'n mer hinner enanner, un aufgepaßt hoom mer, wie de Haff'l-Macher.

Off dar Dorfstroß drinne, do hoom in dar Zeit die bähmischen Fuhrleit ihre War' ausgefuht, daß mirsch uhm in dr Schul gehäart hoom, weil mir immer de Fenster offen hatt'n. Odr nu ginge uns die Fuhrleit nisch't mehr ah. „Schreit nör immer zu! Mir müssen ize aufpass'n!“ Ja, do war Ordnung!

Bluß ahmol, do hot uns dar Reischdorfer Pflaume-Hannes — dos war aah e sitter Fuhrmaa — doch emol in unnerer Mhdacht gestäart. Dos Ding kam esu: Mir hatt'n in dar Schulstüb' wieder de ganzen Fenster offen. Allezamam soß'n mer in de Bänk' drinne, wie ahgewurzelt. 's war kää Wunner! Unner Kantor derzeehlet uns von de alten Raubritter, un dos sei asu schie, daß mer ducht', dar wär salberscht e Raubritter gewaß'n. Richtig de Pfahr hot mer sauf'n gehäart un de Zeit pööt'n. De Raubritter wollt'n de Burg schtärme. Se macht'n sich nah an die dicken Mauern. Die ümschmeiß'n, dos hatt'n Teif'l, weils doch saltigsmol noch gar kääne Kanone' un Flint'n gob.

„Womit haben denn wohl die Raubritter jene meterdicken, festen Steinmauern zerschlagen und zertrümmert?“ freeget nu unner Kanter un wollt' do sahe, ob mir aah salberscht e bißl Griß in Kup hatt'n. Niemand von uns Rinnern wußt' awos, net emol dr Härmer-Mag, un dos war dr gescheitste. Odr dosmol, do warsch aah zu awos gut, daß mer nisch't wußt'n. Do war nu ahm gerod in dan Langbick dr Reischdorfer Pflaume-Hannes von dr Bart-Schänk' wackgefah'n un machet

bei dr Schul unt'n nüber, 's Dorf nauf. Dr Kanter war mit dar Freegerei immer noch net weiter komme; dar stellet dieselbe Frog' noch amol: „Was nahmen die Ritter zum Umwerfen dieser festen Burgmauern? — Na, redet doch!“

„Neine Ardäppeln! Neine Ardäppeln!“ scholl's do zu de Fenster rei, was aans nör asu schreie konnt'. „Grüße, neine Ardäppeln!“

Dos war mei Pflaume-Hannes! Ei, du griene Neine! Ihe gung odr in dar Schulstüb' e Gelachter lus. Inusse, du heil'ger Florian, mußt'n mir Rinner lach'n! — Un, war lachet an allermeeften? Unner Kanter! Ich gelaab, dar lacht heit noch.

Bernh. Brückner, Leipzig.

E' saltener Wunsch.

(Nachdruck verboten.)

Wär iche e Mensch un hätt kaa Gald,
aa Loch üm's andre zuzestuppen,
do möcht' iche — was Gott — off dar Walt
an libbsten als e Frau sch rümhuppen.

Früh seht' iche mieh ins grüne Gros,
ließ mir men'n Buckel racht schie wärme,
suchet mir raus ne feinsten Frooß
un brauchet mieh üm nisch't ze härme.

Dann macht' ich mieh ans Bachl hie
un tät emol su racht sei boden.
Nochmitt'g wär ich in Waldesgrie
stets zu en'n Picnick ei'geloden.

Ohmst konnt' iche zur Versammlung gieh,
träf' mieh mit Freinden, Bettern, Tanten.
Mir machten mol racht labenschie,
lachten in Spaß uns halb ze schanden.

Un immer hätt' iche 's grüße Maul;
kaa Mensch konnt' mir mei Wort verbieten.
Doch ständ mei Sach wacklig un faul,
macht' iche mieh dünn: „Laßt mieh in Frieden!“

In Winter seht' iche mieh ze Ruh;
de ganze Walt, die wär mir „schnuppe“,
iche wuhnt' allah, soget net „Wu?“ —
Dos andre wär mir „Wassersuppe“.

Kää Affen braucht' iche un kää Licht,
brauchet net kochen un net feiern,
wüßt' nisch't von Leihhaus un Gericht,
zohlet ken'n Hauszins, kääne Steiern.

Niemand brächt' mieh aus meiner Ruh;
iche hätt kaa hitig's Blut in Odern,
wär zeeh, wie altes Howerstruh,
un ausgekocht, wie alte Hodern. —

När aans wär bei mir net der Fall:
Ich konnt' in Laam ken'n Walzer tanzen,
un niemand wüßt' beim Maskenball,
ob iche wär „Weibsen“ oder „Mannsen“.

Un wär iche alt, dr Lud kam rei,
do hulet mieh kaa Tutengraber;
iche kam in e Museum nei
un wür' „Gelos-Palast-Inhaber“.

Bernh. Brückner, Leipzig.



Bilder aus aller Welt



Ein Gedenkstein für die Opfer der Schleizer Flugkatastrophe.



Auf dem Bergfriedhof in Schleiz wurde ein Gedenkstein errichtet, auf dem ein Stein Aufstellung fand, der an die Flugkatastrophe bei Schleiz erinnert. Damals stürzte das Verkehrsflugzeug D 585 infolge Bruchs einer Strebe aus etwa 100 Meter Höhe ab; die Insassen fanden dabei den Tod.

Vom Bahnsteig ins Schiff.

Ein moderner Auswandererbahnhof in Bremerhaven.

Der Columbus-Bahnhof in Bremerhaven, den wir hier im Bild wiedergeben, ermöglicht es in Zukunft, vom Bahnsteig aus sofort in die Schiffe des Norddeutschen Lloyd einzusteigen.



Das Gehirn der deutschen Eisenwirtschaft.



Zum Wirtschaftskampf im Ruhrgebiet.
Der Stahlhof in Düsseldorf, der Sitz der Zentralverwaltung der Vereinigten Stahlwerke A.-G.

Deutsche Pelztier.

In Berlin findet augenblicklich eine Ausstellung statt, die großes Interesse verdient, denn es treten damit zum ersten Male die deutschen Pelztierzüchter an die Öffentlichkeit, um zu zeigen, was auf diesem neuesten Zweige deutscher methodischer Arbeit geleistet worden ist. Kurz nach dem Kriege kamen die ersten Farmen auf, die sich das Ziel setzten, einige der aus dem Auslande kommenden, damals kaum erschwinglichen



Pelzarten auf deutschem Boden zu züchten, hauptsächlich Silber- und Blaufüchse, dann aber auch Nerze usw. und auch einige deutsche Arten, die durch allzu starken Abschuss gefährdet waren. — Unsere Aufnahme zeigt ein Prachtexemplar eines bayrischen Gebirgsfuchses, der in den Farmen gezüchtet wird.



Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Weser-Gebirgslandschaft. Von Bernhard Fienes, Hameln.

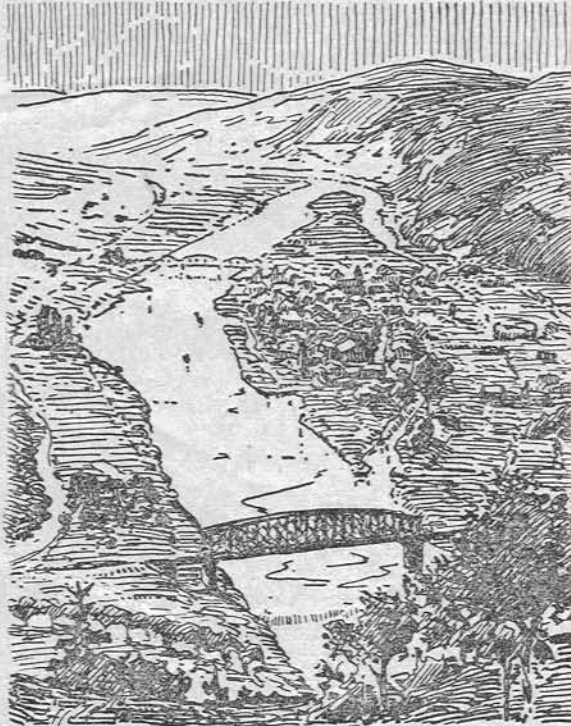
Der Versuch, das Wesen einer Landschaft zu umschreiben, gelingt am leichtesten, wenn der Landschaftsbegriff schon in einer gewissen (ganz bestimmt typisierten) Form Gemeingut geworden ist. So wird es nicht schwer halten, aus dem umfassenden und bekannten Begriff „Heide“ die Abarten der Lüneburger Heide, der Masurischen Heide und irgend einer Gebirgsheide zu veranschaulichen. Der Begriff „Mittelgebirge“ dagegen ist weit und umfaßt zahlreiche Berglandschaften, die zwar durch eine gemeinsame Höhe geeint und nach oben und unten abgeändert werden, im übrigen aber sehr verschieden sind. Doch begreift man leicht „Thüringerlandschaft“, „Harzlandschaft“, „Eifelandschaft“.

Das Wesergebirge hat es schwerer, sich verständlich zu machen, und der geographische Begriff mit seinen Umgrenzungen — etwa von Münden bis Minden rechts und links der Weser — sagt nicht viel. Man kann ein Gebirge nach Lage, Grenze, Form, geologischem Aufbau usw. genau beschreiben, hat aber damit nicht die Landschaft, denn die ist lediglich ein Ergebnis der inneren Schaufaßt.

Vielleicht gewinnt man eine Grundlage, auf der man sich in die Einzelheiten der Wesergebirgslandschaft einfüßt, indem man sich vorstellt, die große Flut, die einst auch diese Gegend bedeckt hat, sei im Verebben über einem weiten Strande. Die letzten abziehenden Flutwellen greifen lässig, mit halber Kraft, Erdmassen und setzen sie ruhig und ohne jede Anstrengung am äußersten Ende der Welle ab. Hier einen langen, schmalen Kamm, da einen breiten Wall, ein umfängliches Massiv, eine Kette, eine Rundung. Kleinere Wellen treiben niedere Vor- und Seitenhügel an, schieben hier und da einen festen Spritzer vor, spülen im Rückfluten aus den Rämmen Erdmassen weich ab und lassen sie vor der ersten Ablagerung zurück, kommen nicht wieder hoch und sprudeln an den tiefsten Stellen als Fluß zwischen den Erdbalagerungen dahin. Ich weiß, daß es nicht so gewesen ist, aber es gibt ein Bild. Und ein solches möchte ich zu zeichnen versuchen, nicht etwa Erdgeschichte treiben. So sieht man von irgend einer Berghöhe des Wesergebirges die geraden Rämme, die leicht schwingenden, ruhigen Bergwellen, die geballteren Massen, wenig höhere Kuppen und das zahlreiche Geplänkel der Vorhügel. Ueberall ist ruhiger Fluß, sanfte Bewegung. Zu der Vorstellung von imponierender Größe kommt man nur gegenüber Einzelercheinungen, etwa von Berghängen oder Talsohlen aus. Leidenschaftlichkeit ist dem Wesergebirge fern. Mitunter troken Felsen vor, machen aber mehr durch ihre groteske Erscheinung als durch Wucht Eindruck. Gelassene, behäbige Längenausdehnung ist überall, und trotz der Vielheit der Berge Zusammenhang, der, durch un-

bewaldete Bezirke unterbrochen, in Acker- und Wiesenwellen oft kaum merklich weiterschwingt.

Innerhalb dieser Gesamtercheinung sind besonders drei Landschaftsformen ausgebildet: der bewaldete Bergzug, die waldige oder häufiger umwaldete Hochfläche und das Tal.



Blick auf Bodenwerder a. Weser

Erich Friede

Die Waldberge — Laubwald herrscht vor — sind durch das Gleichmaß ihrer Form ruhig, dämmerig schön gebändigte Waldflut. Die Kalkberge schmückt reicher Blumenflor. Türkenbund, Akelei, Enzian wachsen hier und da. Im Vorfrühling verstreut unter hohen Buchen der Bärlauch seine weißen, schönen Sterne. Im Mai breitet der Waldmeister weiße Lafen. Im allerersten Frühling glüht der Seidelbast, spritzen tausend Waldschneeglobchen, leuchten die junsenden Honigbäume der Salweiden, füllen die Verchenporne aus bunten Trauben die Waldhallen mit Wohlgeruch. Forsthäuser sind eingespinnen in Grün und Einsamkeit, und das bröckelnde Gestein von Felsen und Burgresten, die Erdwälle alter Volksburgen werden vom Walde bedrängt. Kraftvolle, lichte Eichenwälder gibt es besonders im Lippischen Bergland. Der Solling hat Hochmoor, der Reinhardswald herrlichste Waldstraßen, der Ith verzwickteste Felsgruppen, der Teutoburger Wald die dämmrigsten Waldgründe. Aber was sollen die Einzelheiten — sie wachsen bei der Mannigfaltigkeit und Ausdehnung des Weserberglandes ins Unendliche. Eines

ist ihnen allen eigen: der heitere Rhythmus einer ruhigen Haltung, Versponnenheit im Innern, Horizontweite des Ausblicks und Stille und Einsamkeit.

Und die Hochflächen, die sich teils auf den Bergen, teils als selbständige Ercheinung ausbreiten? Der Bauer führt ein hartes Lebens da oben. Sein Pflug knirscht am Gestein, die Hacke klingt am Gestein, das sprießende Feld treibt gegen Gestein. Schau die Bäume und Büsche an, die einzeln auf der Hochfläche wachsen. Sie haben das berebte Schweigen der Kämpfer gegen Wind und Wetter. Starre, trumme, zerzauste Formen. Der Frühling kommt spät und der Winter früh. Ist unten das Tal schneefrei, so schimmern die Hochflächen noch silbern. Aber die Fenster der Weiler und Orte da oben spiegeln das Blau des Himmels und das Weiß der Wolken wieder. Wiesen und Weiden gibt es da, bunt von Vergblumen und überfloet von Faltern. Und die steinigsten Hänge sind oft die buntesten. In den ausgewaschenen Tälern der Hochebene rauscht oft Wald und umgibt eine Fülle von betörender Schönheit. Ueber den freien Feldern der Hochebene ist das Wehen des Windes, der Schrei der Wildvögel, das Jauchzen der Seele, die hier über raunen-

den Waldgründen ist und unverstellten Himmel über sich weiß. Rarg und arm sind die Hochebenen im Vergleich zur Uppigkeit der Täler, aber die Himmelsnähe gibt ihnen Schwung und Spannkraft, die den schauenden Wanderer sich beseligt und kraftvoll selbst empfinden läßt.

Unter den kleinen Seitentälern gibt es einige Formen von reiner Eigenart, wie die Wiesentäler des Sollings, das parkwie-

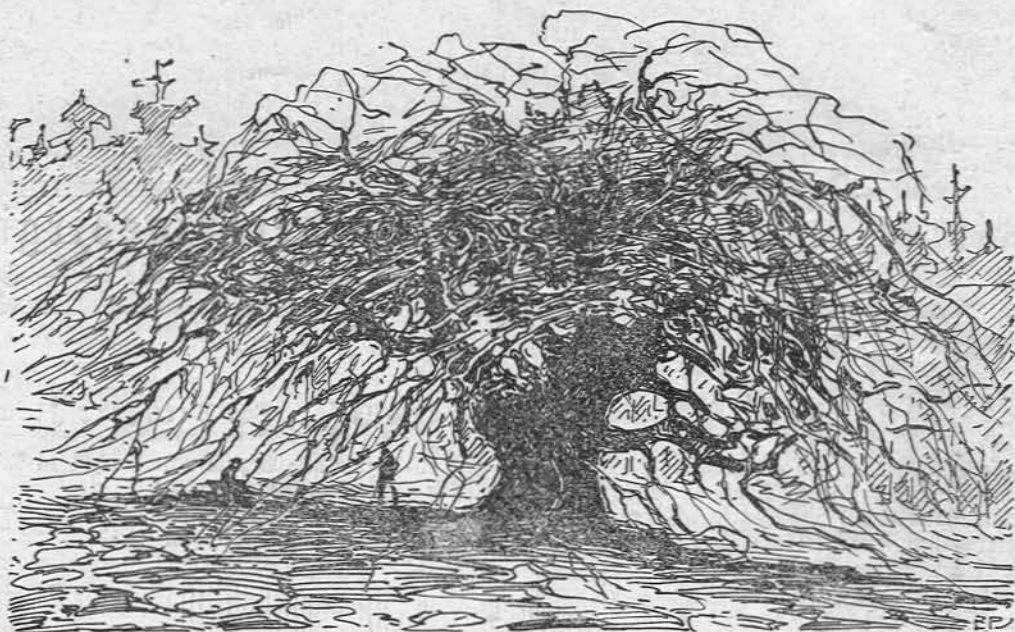
senartige Tal der Emmer bei Hämeln, die eisgewaschenen Täler der Muschelfaltfläche von Ottenstein, das Hochtal der Ithwiesen zwischen Ith und Hils. Die meisten kleineren haben das liebe Bachmurmeln mit Mühlenromantik und Hangwiesenidyll, das uns aus Volksliedern als deutsches Tal aufklingt. Aber das Tal des Stromes selbst gibt es nur einmal. Fahrt mit dem Dampfer weserauf oder -ab. Welche andern Stromufer plaudern so anmutig von Wiesen, Weidenbusch, Uferbäumen, vom windgebauchten Laubvorhang und Fichtenglanz der nahen Berge.

Streck den Arm, — du meinst, du könntest das Laub der Hänge im Fahren durch die Hände gleiten lassen. Und mitunter schaust du vielleicht zu den Felsen auf, ob nicht so ein Trumm zwischen die staunende Schiffsgesellschaft schlagen könne. Du blickst in die Stuben der gedrängten Uferdörfer, tauschst Grüße mit Tüchern, die von Schloßterrassen oder aus alten Gutshäusern winken. Stein- oder Fachwerkträume vergangener Jahrhunderte sinnend am Ufer. Durch Straßenschluchten, Toreingänge tust du einen raschen Blick bis ins Herz der Dörfer und Städtlein. Die Hantierung der Menschen liegt offenbar, das stille Sichsinnen der Greise und der Jubel der Kinder. Du hörst Namen wie Boden-

werder, Holzminnen, Corvey, und Eigenschaften der deutschen Seele regen sich. Aus Bodenwerder stammt Münchhausen — o deutsche Abenteuerlust —, in Holzminnen verlebte Wilhelm Raabe seine Jugend, der weise, tiefe, lächelnde Ränder der eigenbrütlerischen, deutschen Seele, und Corvey erinnert an Hoffmann von Fallersleben — frohe Lieberlust unserer Jugend steigt auf. Und wie an einer Kette aufgereiht liegen die Zeugen eines guten

Teils deutscher Geschichte, beginnend mit der Zeit des großen Karl, am Ufer oder doch in der Nähe. Deutsch ist das Tal nicht nur, weil der Strom von der Quellen bis zur Mündung in deutschem Gebiet bleibt, sondern weil seine Landschaft, innerlich erschaut, gleicher Art ist mit der deutschen, besonders der norddeutschen Seele. Der Rhein jubiliert und singt — ach könnte er's heute noch! — die Weser schweigt, aber sie lächelt ruhig und bescheiden.

Und das ist der eigentste Reiz des Weesergebietes. — man empfindet



Süntelbuche (im Süntel-Bergland)

Erich Friede

den Wellenschlag der Berge als das Verströmen der deutschen Bergwaldflut in die Ebene, die man, weit ausblickend, hinter den letzten nördlichen Höhenzügen ahnt. Steht man etwa aus dem Portadentmal und hat hinter sich das letzte Aufzucken der Berge — hier ein wenig unruhig, als sei es Furcht vor dem Berggleiten ins Flache — und vor sich nach Norden hin die tiefe Weite der von fernen, blauen Wäldern umdunsteten Ebene, so begreift man den norddeutschen Charakter der Weesergebietslandschaft: Ruhiges, gelassenes Sichdehnen ins Weite, lechter, fast müder Wellenschlag deutscher Bergflut, nicht leidenschaftlich sich aufstürmend, sondern grübelnd, sinnend, heiter. Leises Lauschen der nördlichsten Bergzüge: Rauscht nicht fern das Meer?

Heimatstadt an der Weser. Von Wilhelm Raabe.

In unendlichen Krümmungen zieht sich der schiffbare Fluß zwischen den Bergen hin, die sich bald dicht zusammenschließen, als wollten sie ihm den Durchgang verwehren, bald wieder in weiten Flächen und Geländen sich auseinanderlegen. Aus ihrem Wolken- und Schleier sah alle die Berggipfel, Höhen, Täler, Wälder mich an, als wollten sie sagen: „Was willst du von uns? Du hast uns so lange verleugnet — du gehörst nicht mehr zu uns — wir kennen dich nicht mehr!“ ... Aber ich kenne euch! rief es in mir. Das da ist der Springberg, und dort ragt der Junferstein, aus welchem der Hurlbach noch ebenso lustig hervorprudelt, wie in alter Zeit! O, ich kenne euch alle und ihr sollt nicht das Recht haben, mich von euch zu stoßen! Da, wo der leichte Rauch aufwirbelt, ist die Paddenmühle — horch, horch, das Geläut von Sankt Marienstuhl klingt noch, wenn auch die Nonnen selbst lang vertrieben sind aus dem Mariengarten. Es ist Sonnabend, deshalb klingt die Glocke in dem wundervollen Turm dort über dem Wald, und horch, horch — da die Glocken der Heimat, die Glocken von Finkenrode! ... Hals über Kopf rannte ich den Schillingsberg hinunter, mit der einen Hand den Regenschirm, mit der andern den Hut haltend. Was kümmerte mich der stärker werdende Regen, unter mir hatte ich ja die beiden Turmspitzen der Martinskirche meiner Vaterstadt, die freundlich aus dem Nebel und Dunst herausguckten und winkten! Platsch, platsch, platsch! Ueber Stock und Stein, glitschernd, rutschend, springend und stolpernd, daß mir das Wasser und anderes mehr um die Ohren flog, immer hinab ins Tal, jetzt über den Hurlbach, an der klappernden Paddenmühle vorbei, durch die Wiesen, die Gärten entlang, bis an das Burgtor der alten Stadt Finkenrode. Ah! ...

Ein Trupp Gänse zählte und schnatterte mir unter der Wölbung entgegen, ein Kopf, bedeckt mit einer weißen Zipfelmütze, fuhr aus dem Fenster des Steuereinnehmerhauses am Tor, verwundert die so unerwartet herantretende Erscheinung anstarrend; — langhallendes Rindergeheul die Straße entlang; Kinder an den Fenstern, Kinder an den Türen, unter den Torbögen, Kinder im Regen, Kinder im Trocknen — wahrlich, ich hatte meine Vaterstadt Finkenrode erreicht; nicht mit den Gefühlen eines Olympiasiegers, nicht mit den Gefühlen eines Heimwehkranken; aber doch mit recht anständigen, stichhaltigen, naturgemäßen Gefühlen, welche von einem nicht allzu verhärteten und gleichgültig gewordenen Gefühl zeugten. Nach einigen Augenblicken des Verschlaufens schritt ich gemächlicher die Hauptstraße hinab, rechts und links die Häuser entlang blickend. Alle diese alten vorgehobenen Giebel, diese Winkel und Ecken, diese hohen Treppentufen, diese überdachten Haustüren, diese dunklen Torwege, hatten etwas so Bekanntes, freundlich Wirkendes, Heimliches für mich, daß es wahrhaftig kein Verdienst war, gerührt zu werden, und die Wasserströme nicht zu achten, welche die Dachrinnen auf mich heruntergossen. Jetzt schritt ich über den Marktplatz an dem sprudelnden Brunnen mit dem Bilde des heiligen Martins, des Schutzpatrons der Stadt vorbei; — mein Auge fiel auf ein ziemlich großes, freundliches Haus mit spiegelblanken Fenstercheiben und zwei jetzt kahlen Akazienbäumen vor der Tür.

„O, der alte Oheim Festerling!“ rief ich, und eine ganze Wein von Erinnerungen stürmte auf mich ein. Der Oheim Festerling war eigentlich nicht mein Verwandter, sondern ein alter pensionierter Hauptmann, welcher die Befreiungskriege mitgemacht hatte und seit langen Jahren in Finkenrode allen heranwachsenden Buben das

preußische Exerzierreglement beibrachte. Ich war einst sein Liebling gewesen, er hatte mich auf seinem alten Eisenschimmel das Reiten gelehrt, ich begleitete ihn auf seinen Spaziergängen — der Oheim Fästerling! der Oheim Fästerling! . . .

Jetzt um die Ecke biegend, stand ich vor der prächtigen alten Kirche, des heiligen Martin, deren Türme man in allen Gassen von Finkenrode über die Dächer ragen sieht. In ihrem Schatten lag noch immer das im Sommer so idyllisch umgrünte Schulhaus, der Schauplatz meiner ersten Jugendenten; ich machte, daß ich den Gasthof zum goldenen Weinfäß erreichte.

Von dem Eckzimmer des Gasthofes zum goldenen Weinfäß begann ich, nach einigen Stunden der geistigen und körperlichen Sammlung, mein Finkenrodener Leben durch Beobachtung der Bullergasse und des sie durchwandelnden Volkes. Ich suchte mir einzubilden, bekannte Gestalten und Gesichter vorübergleiten zu sehen; kannte in Wahrheit aber nur den in gemüthlicher Apathie seine Pfeife schmauchenden Wöhr, welcher vor dem gegenüberliegenden Tabaksladen Wache hielt. Wir pflegten zum großen Aerger des Besitzers

des Gewölbes aus Blaseröhren nach dem schwarzen Keel zu schießen, und hinter der Straßentür stand ein tüchtiger Rohrstock, mit welchem bewaffnet der alte Steinbrecht von Zeit zu Zeit hervorzustürmen pflegte, was jedesmal ein tobendes Auseinanderstieben unsererseits zur Folge hatte.

Noch immer schienen die holden Finkenrodenerinnen die Blumenzucht zu lieben! Jedes Fenster hatte seinen grünenden, blühenden Schmuck hinter den spiegelhellen Scheiben, den weißen, roten und gelben Vorhängen. Sie verwahrten aber auch immer noch ihre Kellerlöcher durch vorgestopften Dünger gegen den Winterfroft, die braven Hausherrn und Hausfrauen von Finkenrode! Ich fühle mich so behaglich, so gemüthlich in meinem Eckfenster, daß ich selbst gegen den Weinreisenden, welcher das goldene Weinfäß mit unendlichem Getöse erfüllte, eine menschliche, wohlwollende Regung in mir verspürte. Wieviel mehr mußte dies der Fall sein in Hinsicht auf den dicken Wirt Tolle, der meinen Vater noch gekannt hatte und dieselbe Weinorte brachte, die jener einst andern vorzog.

(Aus Wilhelm Raabe, „Die Kinder von Finkenrode“.)

„Elise“, Hann. Münden. Skizze aus dem Leben der Weiserfahre.

Von Bernhard Flemes.

Eine von jenen Juninächten, in denen es überhaupt nicht Nacht wird.

„Schepper“ Holtegen saß auf der Treppe, die in seine Kojse hinunterführte, stützte die Arme auf den Bordrand des Bodschiffes und guckte mit starren, grauen Augen auf den Fluß, der dicht unter der offenen Kojentür hinsaß. Nichts regte sich. Die Weiser lag wie ein Spiegel. Kaum daß mal ein Fisch über die Oberfläche schnellte. Jrgendwo in der Nähe mußte ein Nest mit jungen Eulen sein, die jedesmal die herangeschleppte Feldmaus mit pfeifendem Zuruf begrüßten.

Schiffer Holtegen achtete auf alles. Er hatte trotz seiner siebenzig Jahre scharfe Augen und Ohren. Er sah auch den Reiter, der sich wie ein Nachtgespenst im Schilf des jenseitigen Ufers bewegte. Ihm war das nicht so gleichgültig wie seinem Sohne. Der sah über so was hinweg. Man immer schnell laden und dann weiter. Immer verdienen. Hatte er, der Vater, etwa nicht verdient? Was wollte denn der Junge noch mehr? Sie hatten doch das kleine Besitztum in dem Dorfe in der Nähe Mündens mit den paar Morgen Land, hatten einige tausend Mark auf der Sparkasse und dazu die „Elise“ — — —

Na ja, die „Elise“. Die tat heute wohl ihre letzte Fahrt. Zum letztenmale war sie voll mit roten Söllingplatten befrachtet, daß sich der Schiffsbord nur einige Hand breit überm Wasser erhob. Wenn die Steine in Hameln gelöst waren, brachte der Junge die „Elise“ mit dem „Salz“, womit sie da wieder beladen werden sollte, nach Bremen. Und dort blieb sie dann. Wurde vielleicht eines der schmierigen Kohlschiffe, die — na —, der Junge wollte es nun mal nicht anders.

„Warum well hei se verkäufen? Weil he nich enaug Geld kluten kann. Und et sin min ganzet Leben darneß farig eworen!“¹⁾ Zornig schlug er mit der Faust auf die oberste Treppenstufe.

Wieder fiel er ins Grübeln. Das neue Schiff lag fertig vor der Hamelner Werft. Es war eines der größten Bodschiffe, die auf der Weiser fuhren, saßte das Bierfasse der Ladung des alten und hatte dabei kaum mehr Tiefgang als die „Elise“. Ein mächtiges Wellblechgehäuse spannte sich in verschiedenen Abteilungen drüber. Die Kojse — nee — bei dem neuen hieß sie „Ra-jü-te“ — war weit geräumiger als die der „Elise“. Die Stufen waren mit Messingblech beschlagen. Eine blanke Messingstange lag als Geländer daneben. Größere Fenster waren drin, und hinten am Steuer ein Steuerhäuschen.

„— dat hei set nich verküfft — ha, ha! — un et näumt set Münden 59' — ha, ha, ha! Is dat ok en Namen. Aber sau

¹⁾ Warum will er sie verkaufen? Weil er nicht genug Geld kluten kann. Und ich bin mein ganzes Leben damit fertig geworden.

maken sei alltauhope, düsse Niemodsch! Dat schöll mine selige Elise weeten!“²⁾

Ruderschläge klatschten ins Wasser. Er lauschte auf. Von Bodenwerder her kam der Kahn mit den Jungen. Er hatte mit einigen Freunden Geburtstag gefeiert, und dabei war es wohl reichlich spät geworden. Die Kirchenguhr schlug viermal dumpf an, dann folgten drei hellere Schläge. Gleich darauf trat er an Bord, kaum merkbar angeheitert. Er konnte nichts vertragen, da er sonst sehr nüchtern war.

„Na, Vader, schöst man noch slapen?“³⁾

„Dat Slapen deit det nädiger as met!“⁴⁾

„Da heste woll recht. Et will met ok 'n beten hinleggen.“⁵⁾ Aber — wie könt woll los-fahren?“

„Von mintwegen“, entgegnete der Alte gereizt.

Wilhelm Holtegen, der Sohn, ein fünfunddreißigjähriger, stattlicher Mann, sprang — etwas unsicher zwar, aber trotzdem leidlich gewandt — ans Ufer und löste die beiden Laue, mit denen das Schiff festgebunden war. Dann kam er wieder an Bord.

„Vader, dat Horn liggt up minen Ruffer.“

„Schall et von Morgen woll nich nädig hebben.“⁶⁾

„Na, Vader — —?“

„Meinst, et wüßte nich mehr, wat et to daun hebbe?“ brummte er den Sohn an.

Der entgegnete nichts. Er wußte, weshalb der Alte gnatterig war und wollte ihn nicht reizen. Stillschweigend ergriff er die lange Stange, stieß vom Ufer und setzte das Schiff in Bewegung. Dann ging er die Treppe hinunter, noch zurückrufend, daß der Vater ihn nach zwei Stunden wecken möge. Der Alte stand am Steuer.

Der Wasserstand war gut. So trieb die „Elise“ schnell strom-ab. — —

Es schlug vier Uhr, als der Kahn an der Remnader Kreuzkirche vorbeiglitt.

Der Alte kam ins Grübeln. Es war seine letzte Fahrt auf der „Elise“. Ueberhaupt seine letzte Fahrt. Mit dem neuen Kahn wollte er nichts zu schaffen haben. Mochte sich der Junge darn einen Knecht nehmen. — —

Wenn er so daran dachte, was er alles auf der „Elise“ erlebt hatte! Wie er sich abgerackert hatte um die paar tausend Mark, die das Schiff gekostet hatte! Und dann hatte er gefreut. Das war nun fünfunddreißig Jahre her. Und wie hatte sich Elise, seine Frau, ge-

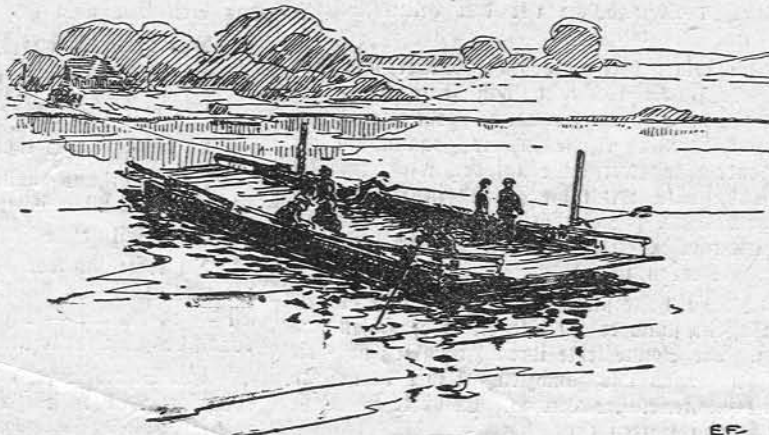
²⁾ erfüllt = erkältet; näumt = nennt; alltauhope = allzusammen schöll = soll; weeten = wissen.

³⁾ solltest — schlafen.

⁴⁾ — tut dir nötiger als mir.

⁵⁾ bißchen hinlegen.

⁶⁾ soll ich heut morgen wohl nicht nötig haben



Weiserfahre

Erich Friede

freut, als er sie zum erstenmale mit aufs Schiff nahm, als sie ihren Namen in leuchtend weißer Farbe auf den schwarzen Planken gewahrte. Als dann bald darauf der Willem geboren wurde —, war das eine Nacht. Sie kamen von Hameln, wohin sie eine Ladung Korn gebracht hatten. Ein lauer Maiabend. Überall Blütenduft, überall Spritzen und Wachsen! Man fühlte in der weichen Luft, wie alles wurde, wie's gar nicht schnell genug hoch kommen konnte. Da war's auch mit seiner Elise so weit gewesen. Wohl hätte es noch vierzehn Tage Zeit gehabt, und sie hätten auch gedacht, daß sie noch ganz gut nach Hause kommen würden. Bei Hehlen war's dann unerwartet schnell vor sich gegangen. Da hatte er das Schiff, das letzte von den dreien, die der Schlepper aufwärts zog, loskoppeln müssen, war ans Land gesprungen und hatte in dem dunklen Dorfe die Frau gesucht. Als sie ankam, war der Willem schon dagewesen. Sechs Tage hatten sie hier still gelegen. Es war wohl die schönste Zeit seines Lebens. Und nun wollte der Junge, der auf dem Schiff zur Welt gekommen war, es gar verkaufen! Ihm kamen die Tränen in die Augen. —

Das Steuer knarrte schrill in den stillen Morgen. Schloß Hehlen glitt langsam vorüber. Reglos, wie Wächter des Morgenfriedens, standen die schwarzen Thunabische vor den hellen Schloßmauern. —

Als er einige Jahre später hier vorbeifuhr, brachte ihm ein entgegenkommendes Bootschiff die Nachricht, daß seine Anna geboren war, die hernach den Schiffer Hermanns geheiratet hatte. Später war noch ein Nachkömmling erschienen, der Johann, der zur Zeit auf der Holzmindener Baugewerkschule auf den Maurermeister lernte. Wie der sich stets freute, wenn die „Elise“ in Holzminden anlegte. Er brachte dem Alten gewöhnlich ein Päckchen Schifferfanaster mit, den er gern rauchte. Der hätte die „Elise“ nicht verkauft, wenn er Schiffer geworden wäre!

Der Alte stieg in die Kojen, holte sich die kurze Pfeife und zündete einen Kopf voll an. Passend stand er am Steuer. Vor Hajen kam der Wald an den Fluß. Die Sonne legte ihren Frühglanz über die grünen Wipfel. Drosseln sangen und jauchzten. Ueber dem Korn an der anderen Uferseite jubilierten die Lerchen. Er hörte es. Leise Behmut nistete sich in seinem Herzen ein.

Er dachte an seine selige Frau. Sie beide hatten sich gut verstanden. Als sie vor einigen Jahren gestorben war, ging er gleich

nach der Beerdigung auf sein Schiff. Da nahm er Pinsel und Farbe und strich den Namen „Elise“ wieder frisch über, daß er schimmerte wie Silber. Am Schiffe der Name — in seinem Herzen das Gedanke an sie. So war es die letzten Jahre gewesen. Und nun — Die Pfeife war längst erloschen. Zum erstenmale in seinem Leben nahm der Alte das Steuer nicht in acht. Die alten Augen sahen starr in den Fluß. In ihnen stand das Erinnern an alte Zeiten wie ein blinkender Schild. Der Strom war stark und so blieb das Schiff gut im Fahrwasser.

Schiffer Holtegen war gänzlich der Gegenwart entrückt. Er wanderte auf den sonnigen Feldern seiner besten Lebensjahre. —

Am Ufer wurden Menschenstimmen laut. Hähne trompeteten in den taufrischen Morgen. Er hörte nichts mehr. Er weinte. Schiffer Holtegen, der in seinen jungen Jahren zwei Himpten's Roggen mit Leichtigkeit über das schwante Brett ins Schiff trug, der in Wind und Wetter am Steuer stand, der einst mit vollem Zeuge in das Eis treiben der Weiser

gesprungen war, um ein Kind zu retten, — Schiffer Holtegen weinte zum zweitenmale in seinen Mannesjahren. Das erstemal galt es der Elise, seiner Frau, — jetzt galt es der „Elise“, dem Schiffe. —

Plötzlich schrat er auf. Herrgott! da war ja die Fähr. Und das Seil war nicht herabgelassen —

Das Horn — das Horn — wo war das Horn? —

Aufgeregt blickte er um sich.

Wo war das Horn? —

Er rief laut ans Ufer — er schrie —

Im Fährhaus knallte eine Tür. Schritte klapperten über den Steinboden. Man hörte das hastige Drehen der Kurbel.

Das Seil kentete sich.

Da legte sich der Kahn mit seiner schweren Steinfracht gegen das Drahtseil. Es dehnte sich — die Uferpfosten knackten — standen fest — es schrillte — riß — schlug über das Schiff und schlug in der Wucht des Rückpralls den Alten über Bord.

Ein Schreckensruf vom Ufer. Ein Poltern auf der Kojentreppe Wilhelm Holtegen stürzte aufgeschreckt hervor und —

Gleichmütig schwamm die „Elise“ stromab —

*) Maß = Saß



Tal der Emme

Erich Friede

Die Entstehung der westfälischen Pforte. Eine Sage.

Da, wo die Weser aus dem Bergland in die Ebene tritt, erheben sich gleich zwei gewaltigen Torpfeltern der Wittekindenberg im Westen und der Jakobsberg im Osten des Stromes.

Einst nämlich quälte der Teufel die Bewohner des oberen Westertales ganz gewaltig, daß sie ihm dienen sollten. Da sie aber nicht wollten, so meinte er, sie durch Angst und Not dazu zwingen zu können. Er schleppte große Felsstücke herbei und dämmte die Wallrücke, eine Schlucht im Gebirge unweit Bergkirchen, durch welche die Weser vordem ihr Wasser in die Ebene ergoß, damit zu. Nun schwoh der Strom im Tale gewaltig an und stieg fast bis zur Krone des Berges. Die Menschen mußten ihre Ansiedelungen verlassen und immer höher den Berg emporklettern, bis sie endlich kaum noch Raum genug hatten, um sich vor den stets nachdringenden Wassermassen zu retten.

Dennoch wollten sie sich dem Teufel nicht ergeben, sondern sie flehten in ihrer Not inbrünstig zu Gott, daß er sie von der Gewalt des Bösen erretten möchte. Und Gott erhörte das Gebet der so schwer geängstigten Menschen. Er ließ ein furchtbares Unwetter

kommen, daß alle glaubten, die Erde würde untergehen. Doch es geschah zu ihrem Heil: denn die Blitze spalteten das Gebirge und bildeten eine Schlucht, durch die das Wasser abfloß, so daß die Täler und Tiefen nach und nach frei wurden. So entstand die westfälische Pforte.

Als der Teufel nun sah, daß ihm sein Spiel verdoeben war, wurde er wütend, flog hin und padte mit seinen großen Klauen einen ganzen Berg, nahm ihn auf den Rücken und wollte die Weser scharte damit zustopfen. Doch die Last wurde ihm unterwegs zu schwer: an der Grenze des Bippischen Landes fiel er mit seiner Bürde zu Boden und wurde selber unter Bergmasse begraben. Darum heißt der Berg Bölmerslob (Vol, Voland der Teufel). Noch heute soll der Teufel darunter sitzen und manchmal ganz gewaltig rumoren. Doch die Menschen im Westertal fürchten sich nicht mehr vor ihm; ja, sie haben durch den Engpaß sogar eine Eisenbahn gebaut.

(Mus: „Niederjachsens Sagenborn“.)